Doyle's neues Theaterstück „The Speckled Band"

Von dem dankbaren Publikum des Adelphi-Theaters in London ist jüngst unter großem Beifall ein in dramatischer Form neues Abenteuer des katzenhaft zählebigen Sherlock Holmes „The Speckled Band", (Der gefleckte Strick), von Sir Arthur Conan Doyle aufgeführt worden. Grimesby Rylott — der Name schon läßt Böses ahnen —, ein angloindischer Doktor, hat sich vom Felde seiner Thätigkeit nach England zurück gezogen und bewohnt mit seiner jungen, schüchternen Stieftochter ein altes düsteres Landhaus, das ganz zu seiner unheimlichen Persönlichkeit paßt. Sein rauhes, finsteres Aeußeres verräth gewaltige Körperkraft und wilde Entschlossenheit, aber auch die gänzlich zerrütteten Nerven Poe'scher Helden. Eine ältere Stieftochter ist plötzlich unter geheimnißvollen Umständen gestorben; in den letzten, stammelnder Worten der Sterbenden hat die jüngere Schwester etwas von einem gefleckten Strick gehört, auch will man zur kritischen Zeit eine leise, seltsame Musik vernommen haben. Rylott hatte ein Interesse am Tode der Stieftochter, weil ihre bevorstehende Heirath ihm einen Theil des von der Mutter hinterlassenen Vermögens entzogen hätte; die jüngere Stieftochter hat sich jetzt ebenfalls verlobt, und dunkle Drohungen Rylotts lassen darauf schließen, daß ihr ein ähnliches Los bereitet werden soll. Sherlock Holmes erscheint zu richtiger Zeit auf dem Platze. Wir haben zunächst wieder einmal Gelegenheit, seine geschickten Maskeraden zu bewundern; die betreffenden Szenen sind an den Haaren herbeigeholt. Endlich naht die Entscheidung. Wie ein geängstigter Vogel kauert die Stieftochter nächtlicherweile in ihrem Schlafgemach, demselben Raum, wo ihre Schwester gestorben und das ihr seit einigen Tagen von Rylott statt ihres bisherigen Zimmers angewiesen worden ist. Sherlock Holmes steigt durch das Fenster ein. Mit seiner Blendlaterne untersucht er das Zimmer. Er entdeckt, daß das Bett an den Boden befestigt ist, daß sich über ihm ein Ventilator befindet, der kein Ventilator ist, weil er in das benachbarte Zimmer Rylotts leitet, daß neben dem Ventilator eine Klingelschnur hängt, die keine Klingelschnur ist, da die Klingel fehlt. Während er über diese Räthseln sinnt, ertönt im Nebenzimmer die sanfte fremdartige Musik. Ein Blitz der Erleuchtung durchzuckt Sherlock Holmes. Die Laterne wird abgeblendet, dann wird plötzlich ein Lichtstrahl auf den Ventilator gelenkt. Eine große, gefleckte Schlange ist im Begriff, sich lautlos an der Klingelschnur hinunterzuwinden. Vom hellen Schein der Laterne getroffen fährt sie zurück. Die Musik hört auf, und gleich darauf stürzt Rylott mit dem Unthier um den Hals in das Zimmer seiner Stieftochter; sein selbst gewandt, und er stirbt an dem Biß der Schlange. Die Schlange, die auf dem Theater auftritt, ist, dem hohen Stande des volksthümlichen englischen Dramas entsprechend, nicht etwa aus Gummi oder Werg gefertigt, sondern ein lebendiger Python, also ein träges und ziemlich harmloses Thier. Allem Anschein nach soll sie ihre zornmüthige, giftige Base, die Kobra, mimen. Die Spannung der Zuschauer wird dadurch beeinträchtigt, daß vor dem sensationellen Schlußakt Rylott und sein verschwiegener indischer Diener schon einmal als Schlangenbeschwörer vorgeführt worden sind. Das Beste an dem Stück ist die Charakterzeichnung des abstoßenden, angloindischen Doktors, im übrigen ist es ein rohes, kunstloses Machwerk und wird infolgedessen den deutschen Verehrern Sherlock Holmes schwerlich gefallen.

Fürstliche Afrika-Reisende.

Einen fesselnden Ausschnitt aus dem Jagd- und Reisetagebuch der Herzogin von Aosta, die im Dezember des vergangenen Jahres im Hinterlande von Mosambique alle Freuden und Leiden eines Jagdzuges in das Innere des dunklen Erdtheils erlebt hat, veröffentlicht Harpers Weekly. Besonders interessant ist die Schilderung einer Nilpferdjagd der Eingeborenen, die die Herzogin in der Nähe von Shindu miterlebt hat. Man befand sich in der Nähe eines kleinen Sees, nahe am Flusse. Der See war von den Eingeborenen bereits umzingelt, aber ehe man mit der Jagd begann, betete der Häuptling, um alle Theilnehmer von Unglück und Tod zu bewahren. Bei der vorigen Jagd waren zwei Männer von einem wüthenden Nilpferd getödtet und verschiedene Jäger verwundet worden. Der Häuptling betet: er steht vor einem kleinen Erdausschnitt, auf den er als Opfergabe etwas Tabak gelegt hat. Mit lauter Stimme ruft er die schützenden Geister an, alle Jagdtheilnehmer kauern sich nieder und klatschen in die Hände. Das geschieht nicht in der Armenden Weise des europäischen Klatschens, die Neger halten die Hände hohl und beim Zusammenschlagen entsteht ein dunkler seltsamer Laut. Alle klatschen zu gleicher Zeit, erst stark, dann allmählich immer leiser, bis das Geräusch endlich sanft erstirbt. Alles ist nun still, dieses Schweigen hat fast etwas Ekstatisches. Da erhebt sich plötzlich der Häuptling, die Anrufung ist zu Ende, er gibt seine Befehle, und im Nu eilen alle seine Leute an ihre Plätze. Von neuem entsteht ein tiefes Schweigen. In erwartungsvoller Spannung halten wir den Athem zurück. Das Nilpferd ist unsichtbar, irgendwo hat es sich im Busch verborgen. Aber kurz währt das Warten. Ein Mann hat es aufgespürt, er war ihm schon ganz nahe, aber nun ist das Nilpferd wieder verschwunden und die Spur verloren. Einen Augenblick befürchtet man ein Entfliehen nach dem Flusse zu, und hastig eilen die Krieger mit ihren vergifteten Lanzen in dieser Richtung. Aber das Jagdthier ist zum See zurückgekehrt und schwimmt in der Mitte. Dann eilt es von neuem in den Busch. Wir sehen es hier ganz nahe neben uns. Mit großer Geschicklichkeit schleudert einer der Krieger eine Schlinge mit einem großen Widerhaken; der Stachel bohrt sich in den Rücken des Thieres. Sofort stürzt es ins Wasser und taucht unter. Rasch verengert sich der Kreis der Jäger. Beim Auftauchen wird ein zweiter, dann ein dritter Widerhaken geworfen, sie alle treffen ihr Ziel. Die Jäger in ihren kleinen Kanus ziehen mit aller Kraft an den Seilen, das Thier wehrt sich; dann taucht es wieder unter und zieht Boot und Ruderer hinter sich her. Eine Pause banger Spannung folgt: aber die Ueberzahl bleibt Sieger, die vielen Männer ziehen das Nilpferd zur Oberfläche zurück. Als es sieht, daß kein Ausweg mehr ist, stürzt es sich wüthend auf die Kanus und gräbt die großen schwarzen Zähne in die Fahrzeuge. Zweimal wiederholt es den Angriff und sucht das Boot umzuwerfen. Das Spiel ist zu gefährlich, als daß man es fortsetzen könnte: die Jäger stürzen sich auf ihre Beute, und mit ihren großen Lanzen geben sie ihm den Todesstoß. Das Ende ist dramatisch. Man hat das Nilpferd so hoch emporgezogen, daß die Vorderbeine über das Wasser emporragen: müde legt das mächtige Thier den Kopf seitwärts gegen den Rand des Bootes; dann sinkt der Kopf nieder, die Augen schließen sich, und der Tod ist da."

Frauen als Farmer.

Immer weitere Strecken umfaßt das Gebiet, auf dem die Frauen von heute Bethätigung suchen und sie zu finden wissen. Nachdem sie im Leben der Großstadt alle Möglichkeiten des täglichen Erwerbes erprobt haben, sind sie jetzt auf dem Wege, sich die Landwirthschaft zu erobern. In Canada hat man kürzlich den Fall eines jungen Mädchens erlebt, das durch seine angestrengte Arbeit als Farmerin und als Verwalterin des väterlichen Anwesens ihre Familie vor drohender Armuth geschützt und das Anwesen zu hoher Blüthe gebracht hat. Sie unterzog sich dabei allen landwirthschaftlichen Arbeiten, wie Pflügen, Eggen und Säen und es lag ihr dabei noch vor Beginn und nach Ende ihres schweren Tagewerks ob, sechs bis acht Kühe zu melken. Der Umfang des väterlichen Anwesens, das mitten im Urwald gelegen war, betrug dabei über 1000 Stück Acker, und außer in der Erntezeit hielt ihr Vater, der von ihr zu sagen pflegte, daß sie mehr arbeite als zwei Männer, keinerlei Hilfe. Die junge Dame stellte später bei der Regierung von Canada den Antrag, auf Ueberlassung der 160 Stück Acker Freiland, die jedem zuziehenden Farmer, auch wenn er Ausländer ist, gewährt werden, aber sie wurden ihr versagt. Eine andere Farm, die auch von Frauen bewirthschaftet wird, giebt es in Buckingham, in England. In ihre Bewirthschaftung theilen sich —gleichfalls ohne jede Hülfe von Arbeitern—sechs Schwestern. Sie haben das Landgut, das einen Umfang von 320 Stück Ackern hat, nach dem Tode ihres Vaters übernommen und haben die Arbeit nach einem bestimmten System unter sich vertheilt. So versorgt die erste den Haushalt mit allem Drum und Dran, die zweite das Vieh und so weiter. Sie züchten mit großem Erfolge Schweine und der Ertrag aus der Milchwirthschaft wie aus der Geflügelhaltung hat sich unter dem sechsfachen Regime so bedeutend gehoben, daß sie ihn längst nicht mehr selbst verbrauchen können, sondern einen Theil vortheilhaft an Abnehmer weitergeben. Es ist daher gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man den sechs Schwestern zugesteht, daß sie als Landwirthe ihren Mann stellen.

Die nächtliche Gefahr.

In der Täglichen Rundschau erzählt eine Lehrerin folgendes Geschichtchen aus der Schule: Ich unterrichte in der Knabenklasse einer Berliner Vorortschule und stelle in der Religionsstunde den Kindern die Frage: „Vor welchen Gefahren hat Euch der liebe Gott in der Nacht beschützt?" Es erfolgen die üblichen Antworten: Vor Räubern, Dieben, Krankheiten. Ich frage weiter: „Denkt mal nach, was im Sommer häufig noch des Nachts kommt, wenn es am Tage schon sehr schwül war?" Ein kleiner Knabe meldet sich stürmisch und sagt: „Freilein, denn kommen de Wanzen..."

Streifzüge durch die Brüsseler Weltausstellung.

Ein Abschnitt für die Damen. — Im Palais der weiblichen Arbeiten. — Frauenberufe. — Todte und lebendige Gruppen. — Feenhände! — Spitzen und Kochlöffel. — Frankreichs Mode-Industrie. — Einzelheiten. — Was ist modern? — Belgien's Mode-Erzeugnisse. — Dessus und Dessous. — Der englische Geschmack.

Die Damen stets voran, besonders im höflichen Brüssel, woselbst der Frauenkultus auf das liebevollste entwickelt ist. Hier haben die Damen sogar das Kunststück ausgeführt, aus eigenem Antrieb voran zu sein und früher mit ihrer Ausstellung fertig zu werden, als viele derer vom sogenannten stärkeren Geschlecht. „Mit ihrer Ausstellung", wie sie voll berechtigten Stolzes den Inhalt des „Palais der weiblichen Arbeiten" nennen dürfen. „Palais" ist ein bißchen viel gesagt, es ist mehr ein aus einem einzigen, langgestreckten Geschoß bestehendes freundliches, helles Landhaus mit säulengetragener Fassade, das seinen Platz rechtsseitig des Haupteinganges der Weltausstellung gefunden. Aber wieviel birgt dieses hübsche Heim in seinen schlichten Räumen! Auf das würdigste und fesselndste zeigt hier Belgiens Frauenwelt, daß sie in vielumfassender Weise die verschiedensten Frauenberufe auszuüben und darin ganz Hervorragendes zu leisten versteht, daß nichts zu hoch und nichts zu gering ist, um mit Hingebung ausgeübt und zielbewußt verwirklicht zu werden, zur Ehre des Namens „Frau".

Literatur, Musik, Kunst und Kunstgewerbe werden uns umfassend veranschaulicht, besonders das letztere in kleinen Meisterwerken graziöser Erfindung und technischer Geschicklichkeit. All' die Dinge, den Haushalt oder — die Frau zu schmücken, diese beispielsweise mit kostbar bemalten und gestickten Seidenstoffen, sind meist von aparter Art. Es liegt Phantasie und Koketterie drin, schon beim Betrachten formen die Gedanken allerhand frohsinnige und lockende Bilder aus dem häuslichen und geselligen Leben voll schmeichelnder Anmuth. Und nur ein paar Dutzend Schritte weiter, und uns umfängt die Welt der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Aufopferung. Genaue Einblicke erhalten wir in die Erziehungs- und Krankenpflege, in die Unterstützung der Armen und Bedrängten, in die Sorge für die Waisen und Verkommenen. Gerad' in dem Industriestaat Belgien, in dem die Gegensätze zwichen Arm und Reich unvermittelt aufeinander prallen, ist in dieser Hinsicht viel zu thun und ist, wie wir uns hier überzeugen können, viel gethan, was uns mit ehrlichem Respekt vor der belgischen Frauenwelt erfüllt.

Diesen todten oder doch leblosen Gruppen, die allerdings eine beredte Sprache sprechen, stehen die lebenden gegenüber, in denen — solche Ausstellung bietet gelegentlich wirklich sehr Merkwürdiges! — fast gar nicht gesprochen, sondern unermüdlich gearbeitet wird. In eng benachbarten Ständen sieht man eine ganze Reihe von Gruppen junger Mädchen in emsiger, ach und wie schneller und geschickter Geschäftigkeit, um die verschiedenen Zweige des Frauenerwerbs in praktischer Bethätigung zu zeigen. Unwillkürlich erinnert man sich des einst vielgegebenen, reizenden Scribe'schen Lustspiels „Feenhände", nur daß die kunstgeübten Patscherln dort im Geheimen ihre Wunderwerke verrichteten, während sie es hier in voller Oeffentlichkeit thun. Wie die schönsten Frauenhüte, zierlichsten Handschuhe mit — zig Knöpfen und Oesen, naturgetreuesten Blumen und Blätter, zartesten Boas aus Federn und Tüll, schimmerndsten Perlvorhänge, weichsten Daunendecken, prunkendsten Kirchengewänder, herrlichsten Stickereien in Gold, Silber und bunter Seide, wie festliche Kostüme und schneeweiße Wäschestücke, Gobelins nach alten Mustern, Vorhänge und Tischdecken in orientalichem Farbengepränge entstehen, das verfolgen in allen Einzelheiten unsere bewundernden Augen. Und wenn diese gelegentlich auch über die niedlichen Figürchen und hübschen Gesichter der Eifrigen gleiten, dann geschieht es natürlich bloß, um vergleichende Studien zwischen Bläminnen und Walloninnen anzustellen, jawohl, nur deshalb!

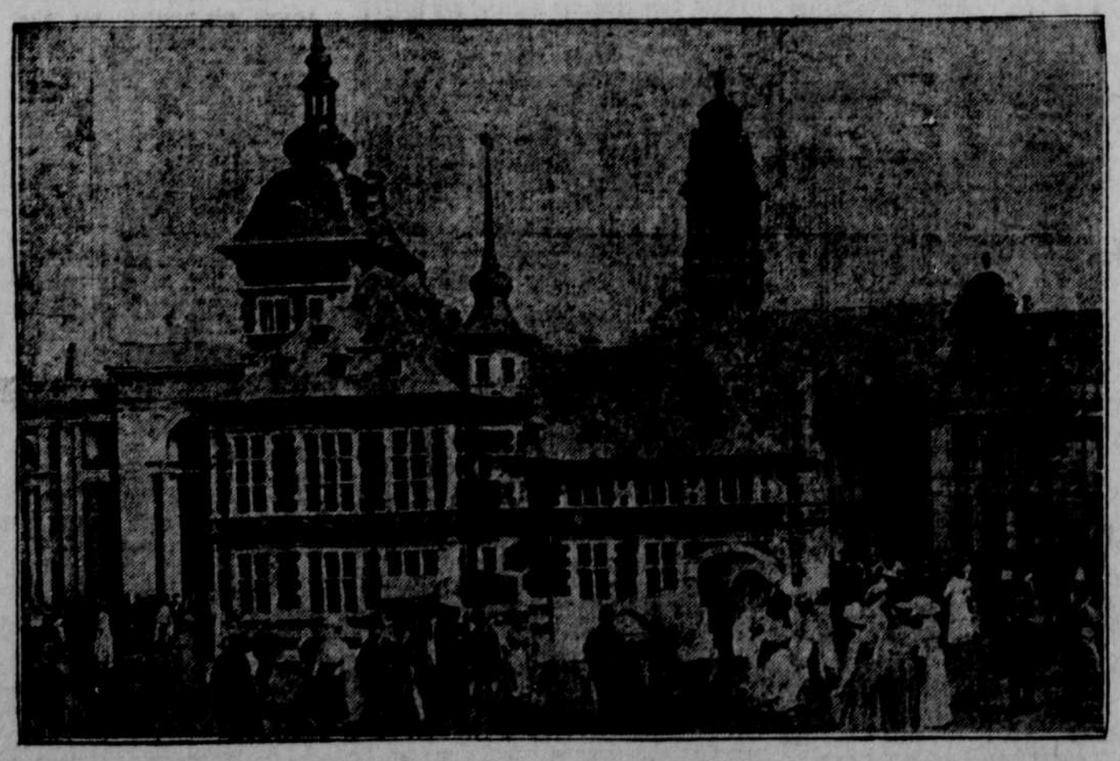
Bei den Spitzenklöpplerinnen, die in einem etwas abgesonderten Raum untergebracht sind, interessiren uns derartige Studien weniger. Diese bejahrten Weiblein in ihren hellen Häubchen und dunklen Miedern scheinen sämmtlich aus dem gleichen Beguinenstift in Gent oder Brügge hervorgegangen zu sein und ähneln sich wie die Pfannkuchen; sie haben dem Beichtstuhl nichts Gefährliches mehr anzuvertrauen, wenn es überhaupt je der Fall gewesen. Aber was sie da fertigen an mannigfachsten und feinsten Geweben der Spitzenkunst, ist doch wunderhübch. Das dürfte die weiblichen Besucherinnen mehr fesseln wie die Herren, deren Aufmerksamkeit durch einige allerliebste Fräulein Remington, die lustig drauflosklappern, und durch flotte belgische Schwestern der lockenden Sennorita Carmen, die duftende Zigaretten drehen, kleben, verpacken, abgelenkt wird. Und nun weht uns ein appetiterregender Duft entgegen, eine Haushaltsschule sehen wir in rührigem Betriebe, rührig in doppelter Beziehung, denn etwa fünfzehn weißbeschürzte Schülerinnen rühren unter Aufsicht zweier Lehrerinnen in blitzblanken Pfannen, Tiegeln, Schalen, Tassen umher und bringen die geheimnißvollsten Mischungen zum prasselnden Herdfeuer, das für die weitere Vollendung der schmackhaftesten — hoffen wir es, liebe Leserin — Gerichte sorgt. —

Können wir in diesem „Palais der weiblichen Arbeiten" verfolgen, wie sich eins zum andern fügt, um der Göttin Mode dienstbar zu sein, so zeigt uns Frankreich gleich die fertigen Attribute der launischsten und einflußreichsten aller Herrscherinnen. Nicht vergeblich thront triumphirend auf einer gewaltigen Rokokovase ein großer Pfau im Mittelpunkt der französischen Modenabtheilung, die einen Theil des Internationalen Industriepalastes einnimmt! „Hier ist der Frauen wahrer Himmel" — o ja, das ist gern zu glauben! Was Luxus und Geschmack auf diesem Gebiet hervorzubringen vermögen, ist glänzend vereint. Seien wir ehrlich: Paris ist doch immer noch tonangebend für alles, was mit der weiblichen Mode zusammenhängt. Manch' Uebertriebenes zeigt sich uns, manche Verschwendung, die kaum zu verantworten ist, aber, wie häufig in gewissen einheimischen Modeausstellungen, wird uns nie unwillkürlich das liebe Wörtlein „verrückt!" entschlüpfen. Schick und geschmackvoll ist all' dies hier. Und nun soll man wohl etwas aus der Schule plaudern? Ach, wie schwer ist das bei dieser geradezu verwirrenden Mannigfaltigkeit! Die Mehrzahl der Kostüme ist sehr eng gehalten, viel Malerei wieder auf Seide, viel Spitzen, viel Perlbehang. Als beliebte Farben scheinen in erster Linie Grün Fraise in Betracht zu kommen. Bei den Hüten sind Topfform und mittelgroße Fasson der luftigen Strohgeflechte noch immer beliebt, dagegen sind die Riesenräder fast ganz verschwunden. Als Aufputz dienen hauptsächlich Federn und Spitzen. Einer dieser breiten Hüte ist nur aus Federn des Paradiesvogels hergestellt und mag ein kleines Vermögen erfordern, ein anderer bloß aus schwarzen Straußenfedern, ein dritter aus dem roth-weißen Flaum des Marabu. Die Turbane scheinen ihre Niederlage schon wegzuhaben, dafür tauchen vereinzelt die nur Seiten- und Hinterkopf bedeckenden Kiepenhüte unserer Großmütter aus der Vormärzzeit auf. In den Haus- und Straßenkostümen tritt ein Zug zum Einfachen hervor, aber, wie oft, dürfte das einfachste auch das theuerste sein! —

Belgiens Modeindustrie, die sich sehr umfassend zeigt, ist bei der Pariser in die Lehre gegangen und hat's zu hoher Meisterschaft gebracht. Wie man es auch sonst beobachten kann, sucht die Schülerin die Lehrerin zu übertrumpfen, namentlich im Luxus. Der ist in einzelnen Fällen auf die Spitze getrieben. Denn er erstreckt sich nicht nur auf das, was gelegentlich festlicher Veranstaltungen an einer schönen Frau die Allgemeinheit anstaunen kann, sondern auch auf jene Theile der Toilette, die zu betrachten nur den Auserwählten, selbstverständlich ehelich Legitimirten, vergönnt ist. Fällt nämlich der bis zu der ausgeschnittenen, mit den kostbarsten Stickereien oder theuersten Spitzen besetzten Taille reichende Schoß mit seinem Froufrougewirr, so sieht man, daß Taille, Korsage und — ja, darf ich's sagen — die bis zu den Knien reichenden Pantalons ein Ganzes bilden; dieses schmiegt sich eng an den Körper an und ist mit den gleichen Spitzen in höchster Kunstfertigkeit auf das reichste bedeckt, wie der obere Theil, der sich profannen Augen darbietet. Und dann kommen gleich die seidenen Strümpfe und dito Schuhe!

Ein Gegenstück zu diesen Extravaganzen bilden die Londoner Moden in ihrer schlichten Gediegenheit, was Haus, Straße, Reise anbelangt. Alles sitzt diesen hochgewachsenen, schlanken Figuren wie angegossen; da ist nichts zu viel, nichts zu wenig. Das Ganze riecht ordentlich, um volksthümlich zu reden, nach Vornehmheit. Und so reich die Ball- und Festkostüme auch sind, sie gehen in ihrem Reichthum doch nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Bei den seidenen und sonstigen Stoffen keinerlei grelle oder gesuchte Muster; wie bei ihnen scheint auch jedes sonstige zur Kleidung gehörige Stück auf seinen praktischen Werth geprüft zu sein, ehe es zur Verbreitung gelangte. Sehr ansprechend wird uns in plastischen Gruppen mit künstlerisch ausgeführten Rundgemälden als Hintergrund Gewinnung und Verarbeitung wie Verwerthung der Wolle gezeigt. Da erblicken wir Schafe auf der Weide, in einer folgenden Koje wird die Wolle sortirt, in einer anderen gewaschen, ferner gesponnen, gewebt, gefärbt und die sehr effektvollen Schlußszenen stellen eine gesellige Zusammenkunft der besten Kreise im Hyde-Park sowie einen abendlichen Empfang in irgend einem aristokratischen Salon der Weltstadt dar. Natürlich sind die Damen hier nicht in wollene Gewänder gehüllt!

Paul Lindenberg.



Pavillon der Städte Lüttich und Brüssel.

Einzige schlechte Seite.

Arzt: „In seiner Art ein wahrer Musterpatient, der Huber. Alles befolgt er auf's Gewissenhafteste und Pünktlichste, ob er nun einnehmen, schwitzen oder gurgeln soll, ob ich ihm Bäder, Einpackungen, Bewegung oder Luftveränderung verordne ... nur bezahlen thut er nicht!"

Gelungen.

Onkel (seinen Neffen in einer lebhaften Straße treffend): „Ich muß nur staunen, wie Du bei Deinen vielen Schulden noch so ungenirt unter den Leuten herumgehen kannst!"

Neffe: „Wie soll mich das geniren? .... Ich hab' ja gar keine Ahnung, wem ich alles schulde!"

Immer Protz.

Arzt (zum Parvenü): „Sie haben ein sogenanntes Bierherz, Herr Goldmann!"

„Bierherz — unmöglich, Herr Doktor; giebt's nicht auch 'n sogenanntes Sektherz?"

„Was, eure Verlobung ist zurückgegangen, nachdem dein Papa bereits die Mittel zu den Möbeln gegeben hatte?"

„Eben darum. Als wir Möbel kaufen wollten, stellte sich heraus, daß mein Bräutigam schon alles vermöbelt hatte!„

„Drei Wochen waren Sie im Bad?"

„Ja, und jeder Tag hat mich verjüngt!"

„So? Und weshalb sind Sie dann nicht länger geblieben?"

Boshaft.

Lehmann (zum Freunde, der Eheringe kauft): Aha! Kaufst dir auch schon den Rettungsring!

Unwillkommene Begegnung.

„Dort kommt der Oberförster, der alte Aufschneider. Wollen rechts ausbiegen und ihn links lügen lassen!"

Auf dem Dienstbotenball.

„Deine Gnädige bleibt wirklich auf, bis Du kommst?"

„Sie muß: ick hab' doch ein Kleid an, das hinten jeschlossen wird!"

Eine Ueberraschung.

Astronom (zu seiner jungen Frau): „Meine herzlichste Gratulation zu Deinem Geburtstage, liebes Weibchen, und eine ganz besondere Ueberraschung habe ich für Dich!"

Frau (gespannt): „Wirklich?"

„Ja, denke Dir, diesen Abend neun Uhr elf Minuten findet eine totale Mondfinsterniß statt!"

Der Hinterwäldler.

„Kannst Du gut schießen, Toni?" fragt Beß.

„All right", versetzt Tom, nach seinem Revolver greifend, „stell Dich nur 'mal hin und mach' die Scheibe!"

Gastfreundlich.

„.... Erich, sei doch etwas liebenswürdiger gegen meine Mama; sie meinte heute, ihr Besuch dauere Dir wohl schon zu lange!"

„Aber ich bitte Dich, Kind, jedesmal wenn ich ausgehe, sage ich doch zu ihr: „Hoffentlich bist Du noch hier, wenn ich zurückkomme, Mama!"

Gipfel der Zerstreutheit.

Der Herr Professor, der sich soeben gewaschen hat, wird zu einem Besucher in den Salon gerufen. Auf dem Wege dorthin ergreift er in der Eile irgendeinen Rock, zieht denselben an und begibt sich zu seinem Gaste. Nachdem der betreffende Gesprächsstoff erledigt und sich die beiden Herren schon eine geraume Weile schweigend gegenüber gesessen haben, erlaubt sich endlich der Besucher die Bemerkung: „Herr Professor, ich würde Sie gerne nicht weiter belästigen, aber Sie haben meinen Ueberzieher an."

Ein Nörgler.

Herr Schulze (vorlesend): „Der Arbeiter, der bei dem Einbruche betheiligt war, wurde in flagranti festgenommen."

„Ja, da sieht man wieder die Tüchtigkeit unserer Polizei. Schon bis nach Flagranti haben sie ihn entkommen lassen, ehe sie ihn erwischt haben."

Schlau.

Fremdenführer: „Diese Kirche ist, wie Sie bemerken, im gothischen Stile gebaut."

Fremder: „Sie wollen sagen, im goetheschen; Goethe hieß der Mann, mein Lieber, Goethe!"

Boshaft.

Herr (mit starker Glatze): „Ach, geliebte Laura, wenn ich wüßte, wie ich Ihren Papa herumkriegen könnte, damit er die Einwilligung zu unserer Hochzeit gibt?"

Laura: „Na, lassen Sie sich deswegen nur keine grauen Haare wachsen!"